Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 79 (2004)

Artikel: 200 Jahre Kanton Thurgau
Autor: Seydel, Stefan M. / Brechbühl, Beat / Rechsteiner, Ruth
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-699414

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

200 Jahre Kanton Thurgau und was Stefan M. Seydel, Beat Brechbühl, Ruth Rechsteiner, Hans Gysi, Michael Stauffer, Ruth Erat und Christian Uetz dazu sagen.

Von Stefan M. Seydel

200 Jahre sind genug!

Vor 200 Jahren wurden fünf Untertanengebiete zu eigenständigen Kantonen: Aargau, St. Gallen, Tessin, Thurgau, Waadt. Wir erhielten unsere Freiheit von Napoleon I. in Paris. Am 19. Februar 1803. Um genau zu sein. Jene, welche bis dahin ungehindert «lange Finger» bei uns machten, bekamen die ihre weit früher am Bodensee verbrieft. In Konstanz. Um deutlich zu werden.

Wer nun viele Jahre später die gewonnene Selbstständigkeit feiern lässt, sieht sich selbst in der Tradition der Erfolgreichen. Und jede dieser Kantonsregierungen ist diese Lobhudelei in eigener Sache mehrere Millionen wert. Das scheint nötig. Das Volk muss sich mit als Sieger fühlen. Es ginge den Verantwortlichen schlecht, fiele auf, dass uns die ehemalige Untertanenschaft anzumerken ist. Es ginge ihnen gleich, hätte der Thurgauer Staatsarchivar recht mit der Behauptung, wir würden uns noch immer zu stark mit der Idee des Bundesstaates identifizieren. So oder anders würde klar, dass die Revoluzzer auf halbem Weg stehen geblieben sind. Jetzt muss dem Volk Mund und Augen gestopft werden. Die Römer nannten solches: «Brot und Spiele». Unsere Regierungen sind sparsamer. «Bier und Bratwürste» reichen alle Mal für ein lautes: «O Thurgau, du Heimat!» Ein: «O St. Gallen, wie schön du doch bist!» Ein: «O mio Ticino!» Oder was auch immer. Das Volk besingt allerorts die

gleichen heimatlichen Gefühle. Bloss der Name wechselt. Doch jeder mittelmässige Historiker hätte uns spielend gute Gründe für ein «O Säntis!», «Mein Bodensee!» gefunden. Der blutverschmierte Diktator in Paris hätte genau gleich unterschrieben. Aber unsere Lokalhelden litten eben unter vielen Herren, und so wollte manch einer auch selbst einmal Herr sein. Und noch während die Tinte unter den Vertragswerken in Paris trocknete, sind unsere Freiheitskämpfer brave Kravattenständer geworden, und wütend fuchtelnde Mistgabeln wandelten sich wundersam in spitze, Gesetze schreibende Federn.

Unsere Ahnen leisteten dennoch weit mehr als die heute hyperaktivsten Eventmanager es vermögen: Bekanntlich ist es einfach, auf breiten Strassen einer Metropole zu spazieren und «Liberté, Egalité, Fraternité» zu rufen. Dazu braucht es keinen Mut. Wut entsteht automatisch bei genügender Verzweiflung! Ungleich viel mehr ist nötig, wenn höchste ethische Ziele Gestalt finden sollen. Zuerst muss blindmachende Gram und Sorg überwunden werden. Dann braucht es breites, fundiertes Wissen. Und jetzt geht's erst richtig los: Kreativität allein genügt nicht. Wer kein Sozialerfinder ist, hat keine Chance. Und von der unendlichen Hartnäckigkeit gegen kleingeistige Verteidiger gierig gehorteter Pfründe ist noch gar nichts gesagt.

Am Bodensee aber fanden Menschen die schöpferische Ruhe, politische Avantgarde zu werden: Sie entstaubten die antike Idee des Staates und stellten ein schlankes Regelwerk auf vier tragende Säulen. Konkret erfahrenes Leid erhielt auf diesem Weg ein je kräftiges Bollwerk: Der «Rechtsstaat» stellte die Stärke des Rechts vor die Rechte der Stärkeren. Die «Demokratie» spricht nicht der Mehrheit das Wort, sondern ermöglicht das Auswechseln der Mächtigen ohne Blutvergiessen. Und der «Föderalismus» belässt die Kompetenzen dort, wo umgesetzt werden muss. Der «Sozialstaat» befähigt selbst Tauge- und Habenichtse zur umfassenden Verwirklichung gesellschaftlicher Rechte und Pflichten.

Während andere gegen mächtige Glaubenssysteme die heiligen Elfenbeintürme der Wissenschaften errichteten, schrieben wir erfrischendstes Bundesstaatsrecht gegen die totale Unterwerfung unter totalitäre Herrschaftssysteme. Aber wo stehen wir heute?

Bis in unsere Tage hinein müssen wir von schrecklichen Kriegen berichten, ausgelöst von befreundeten Regierungen. Unser Land konnten wir schützen, aber heimlich und unheimlich sind wir nicht unbeteiligt. Dicke Bücher belegen die vollständige Ökonomisierung aller gesellschaftlichen

Lebensbereiche. Der Staat flötet uns als Dienstleisterin um die Ohren und findet sich gar innovativ, werden wir einzeln in der «Ich AG» isoliert. Nicht nur, dass jedes Kantonsmarketing vollständig verwirrt den Nachbarkanton als Konkurrenten beschreibt, enttäuschenderweise wird nicht einmal die banalste und basalste Tätigkeit eines Unternehmens erledigt: regelmässig Bilanz zu ziehen!

Jetzt erkennen wir unsere Vorfahren in ihrer subversiven Genialität: In einer durchaus vergleichbaren Situation steckend, nutzten sie die Gunst der wirren Jahre. Sie nutzten den Staat als Mittel gegen unanständig gewordene soziale und ökonomische Austauschbeziehungen. Sie erreichten viel. Aber jetzt liegt es an uns: Die Erfindung war nicht schlecht, aber mehrfach bitterst gescheitert. Sie wuchert, als Selbstzweck gar, vor sich hin. Verfettet in Details und ist dürr und brüchig dort, wo wir sie stark und mächtig brauchen.

Über 15 Millionen Euro hat die Ostschweizer Politik im 2003 in grinsende Festivitäten investiert. Erkennen wir damit bloss noch viel leichter, wie sich eine der optionenreichsten Gegenden Europas – eine der traditionsreichsten Kulturregion westlichen Wirkens! – einer offensiven Mitgestaltung für eine andere, gerechtere, fairere Weltgemeinschaft entzogen hat? Weil wir präzis das Gegenteil tun von dem, was unter Leid, Tränen und Schweiss erkämpft wurde: «200 Jahre sind genug!»

Jubiläumsakt im Stadtcasino: Thomas Götz als Napoleon.

Beat Brechbühl

Endlich waren die Grenzen unterm Eis

«Heute vor 40 Jahren», Zitat, war die Kleine Eiszeit in Luft, Land und Wasser, etwa 4 Wochen dauerte die Seegfrörni, und heute noch buddle ich Wurzeln von Bäumen aus der Erde, die 1963 erfroren sind.
Damals versuchte ich, in Romanshorn, ein paar Meter über dem See, in der schon wackligen Beiz zum Frohsinn die oberste Wohnung zu bewohnen. Diese Wohnung wäre für Süditalien vielleicht geeignet gewesen: die Fenster hatten so viel Spielraum, dass Regen und Bise relativ ungehindert eindringen konnten, so auch die Hitze im Sommer und die Kälte im Winter. Das Klo stank im Treppenhaus zwischen zwei Stockwerken, klar, dass darin keine Heizung war. Die Wohnung hätte eine Exklusivität zu bieten gehabt, hätte der 23-jährige junge Mann diesen Umstand zu würdigen gewusst: Die Serviertochter, so hiess die damals, musste, um in ihr Zimmer zu gelangen, durch meine Wohnung und, da ich Wohn- und Schlafzimmer getauscht hatte, also durch mein Schlafzimmer. Die junge Frau war sehr hübsch und anregend; letzteres vielleicht doch zu wenig, um mich von meiner Arbeitswut im Clou Verlag Egnach und von der Gastfreundschaft von Schwitters, meinen Arbeitgebern und heute noch besten Freunden, abzubiegen.
Kurz, ich heizte die Öfchen in Küche und Schlaf(wohn)stube glühend, aber die Bise war stärker. Ich fror arg, meinte aber als junger Mann, das

aushalten zu müssen, es war ja weder Not noch Krieg. Dass die Seegfrörni ein Jahrhundertereignis sei, war mir klar. Dass man mit Lastwagen und Pferdewagen auf dem Eis herumfuhr, abgesehen von den Tausenden Gfrörnifans zu Fuss, habe ich später so nur im finnischen Winter erlebt.

Zuerst stank mir dieses Gfrörnigetue mächtig; ich war ja ein alternativer Mensch, und ich fand diesen Eis-Tourismus schwach, blöd und voll daneben.

Indes stand ich, während meine Öfchen die Wohnung ein bisschen wärmen sollten, oft am Küchenfenster, träumte und sah, nachdem ich die Eisblumen weggewischt hatte, auf den See hinaus. Diese riesige, weisse Eisfläche, auf dem Wasser schwimmend und an den Rändern festgeklemmt (also wie schwimmendes Festland), begann mir zu gefallen. Vom grafischen und anderm Gestalten her liebe ich vorerst weisse, unversaute Flächen, je grösser desto besser. Mit «Platz und Raum» komme ich immer zu Rande – keine Wohnung zu gross, keine alte Fabrik zu weitläufig, um nicht innert kurzer Zeit von mir und «meinen Sachen» vollständig belegt zu sein. So hatte ich keine Mühe mit der Seeeisfläche. Zuerst waren einmal die Landesgrenzen – die ich mir nirgends, auf oder in einem See schon gar nicht, vorstellen kann –, endlich unterm Eis, unsichtbar und unwirksam.

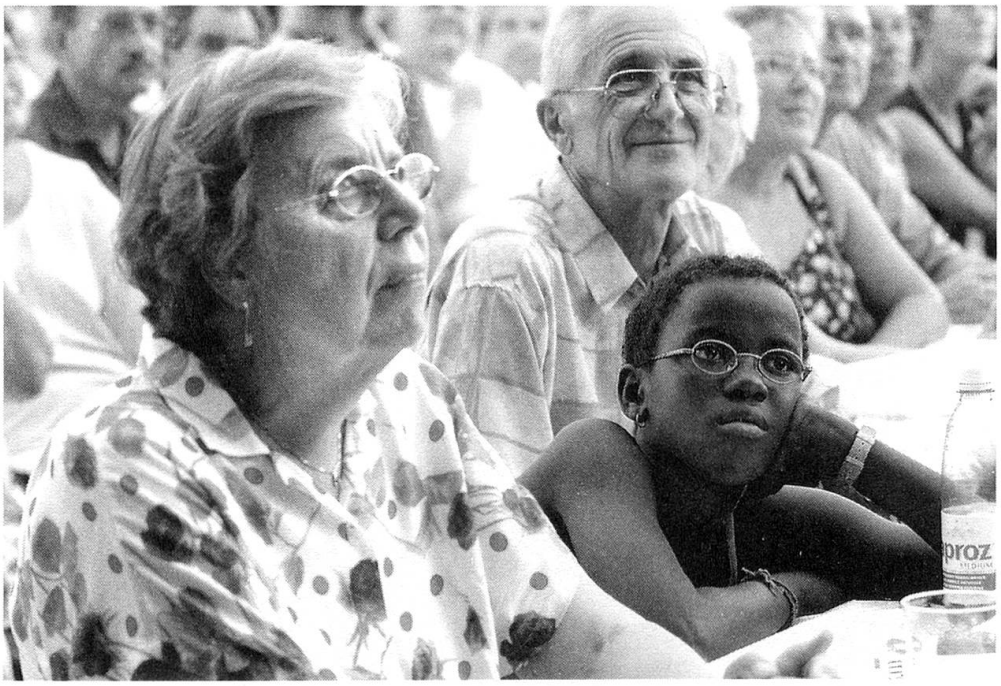
Nun stiessen die Augen nicht mehr an Glasmauern, die Körper wurden nicht mehr untersucht, auf Geldliches geprüft, festgehalten, abgewiesen. Die Sprachen, die Dialekte hörten nicht mehr an einem Maschendrahtzaun einfach auf.

Die Region hatte 539 Quadratkilometer offene, unverbaute Fläche gewonnen. Diese Fläche war nicht zu kommerzialisieren, es bedeutete also – gemäss Platon glaube ich – Ideales Gebiet, Gebiet zum nicht Nutzen, nur zum Ideen laufen lassen, zum Auslüften schwüler Luft hinter selbstgebauten Mauern.

Wer hätte dieses grenzenlose Gebiet auf Zeit in Griff nehmen wollen? Wer hätte die Tausenden von Eiswanderern passmässig kontrollieren sollen? Wie wo wann? Wozu? Schmuggler zum Beispiel machen es sich über die normalen Zollübergänge wesentlich einfacher. Also: Meine verachteten Nationalgrenzen waren eingefroren. Sowas verleiht einem vom Thurgauer Bodenseeufer aus ein gewisses Feldherrensyndrom. Mit ungewohnt grosser Geste konnte man die «Regio» neu aufteilen – oder aus dem Ganzen Eins machen. Als schon damals begeisterter und

heute überzeugter und «durchgebackener» Regionalist hatte ich – Eis / Wasser hin oder her – die Euregio Bodensee erfunden, völlig allein und ungestört. Napoleon hatte Heere zur Verfügung gehabt und eidgenössische Untertanen-«Kantone», um die Schweiz neu einzuteilen. Ich hatte nur einen ziemlich kühlen Ausblick auf den See und meine jungen Ideen, «um die Verhältnisse zu korrigieren». Napoleon hat es geschafft, dass die Thurgauer heuer 200-jähriges feiern müssen. Ich hab was anderes geschafft: Ich kam o Schreck nach 25 Jahren wieder, habe Thurgauer und andere multikulturelle MittäterInnen gefunden, und ab den letzten 15 Jahren feiern wir nach harter Arbeit in diesem Kanton ab und zu auch etwas, relativ bescheiden, aber manchmal fröhlich – dem 1963er-Eis sei Dank, und der damit ausgelösten Einfrierung Nationaler Grenzen.
Was ist mit diesen Grenzen heute? Mäuerchen, von Rechts recht hoch gebaut, um ein ganzes Land herum, inkl. Alpen und Berge und Flüsse und Jura. Mäuerchen in vielen Köpfen noch. Wenn ich jung genug wäre, würde ich spätens jetzt den Alpenstaat gründen – er reichte von den Savoyer Alpen bis über die «Slowenische Schweiz» hinaus und wäre einer der stärksten Faktoren im «neuen» Europa.
Aber vielleicht sollte ich mich doch nicht zu alt fühlen und ein alpenländisches Modell ausarbeiten; schon einer nächsten Kleinen Eiszeit wegen.

Pfyn, 5. Februar 2003



Frauenfeld TG – Kantonsjubiläum am Samstag – Wahl der Apfelkönigin im Arenafestzelt – Publikumstimmung

Der Kanton Thurgau gibt einen Empfang im Bundeshaus. Im Bild von links: Regierungspräsident Bernhard Koch und Bundespräsident Pascal Couchpin.

Taufe Thurbo-Zug auf den Namen Thurgau – im Bild von links: Peter Spuhler und Bundesrat Moritz Leuenberger.

Ruth Rechsteiner

Eine späte Liebeserklärung

Mit dem Thurgau feiere ich einen Zehntelsgeburtstag – und das ist mir eine besondere Ehre. Voller Erwartungen kam ich vor genau zwanzig Jahren in den Kanton meiner Wahl. Doch was wusste ich schon, damals? Die Erinnerungen waren vor allem blühende. Eine Blueschtfahrt in den Turgi gehörte in meiner Kindheit zum festen Maibrauch. Wie Riesenblumensträusse kamen sie mir vor, die Hochstämmer. Bäume, sind es also, blühende, prächtige Bäume, die mir den Thurgau erstmals bewusst nahe gebracht hatten.

Seit zwanzig Jahren lebe ich im Tannzapfenland, weniger blühende Bäume gibt es da. Enger ist es und – wegen der vielen Tannen – auch etwas dunkler. Diese Enge bekam ich zu spüren. Niemand hatte auf die St. Gallerin, die über Umwege in den Hinterthurgau kam, gewartet. Doch ich war beharrlich. Wollte mich integrieren, auf politischer, sozialer und kultureller Ebene. Und auf all diesen Ebenen habe ich gespürt, dass sich diese Enge weiten lässt. Behutsamkeit ist allerdings erforderlich. Und ein langer Atem. Wie lang dieser sein sollte, wusste ich noch nicht, damals.

Als Einstieg bot sich die Kultur an. Der Einblick in die Kleinkulturszene hat mich beeindruckt. Was da an Einsatz gezeigt wurde – und wird! – an frecher, aufmüpfiger Kultur, hat mich begeistert und begeistert mich

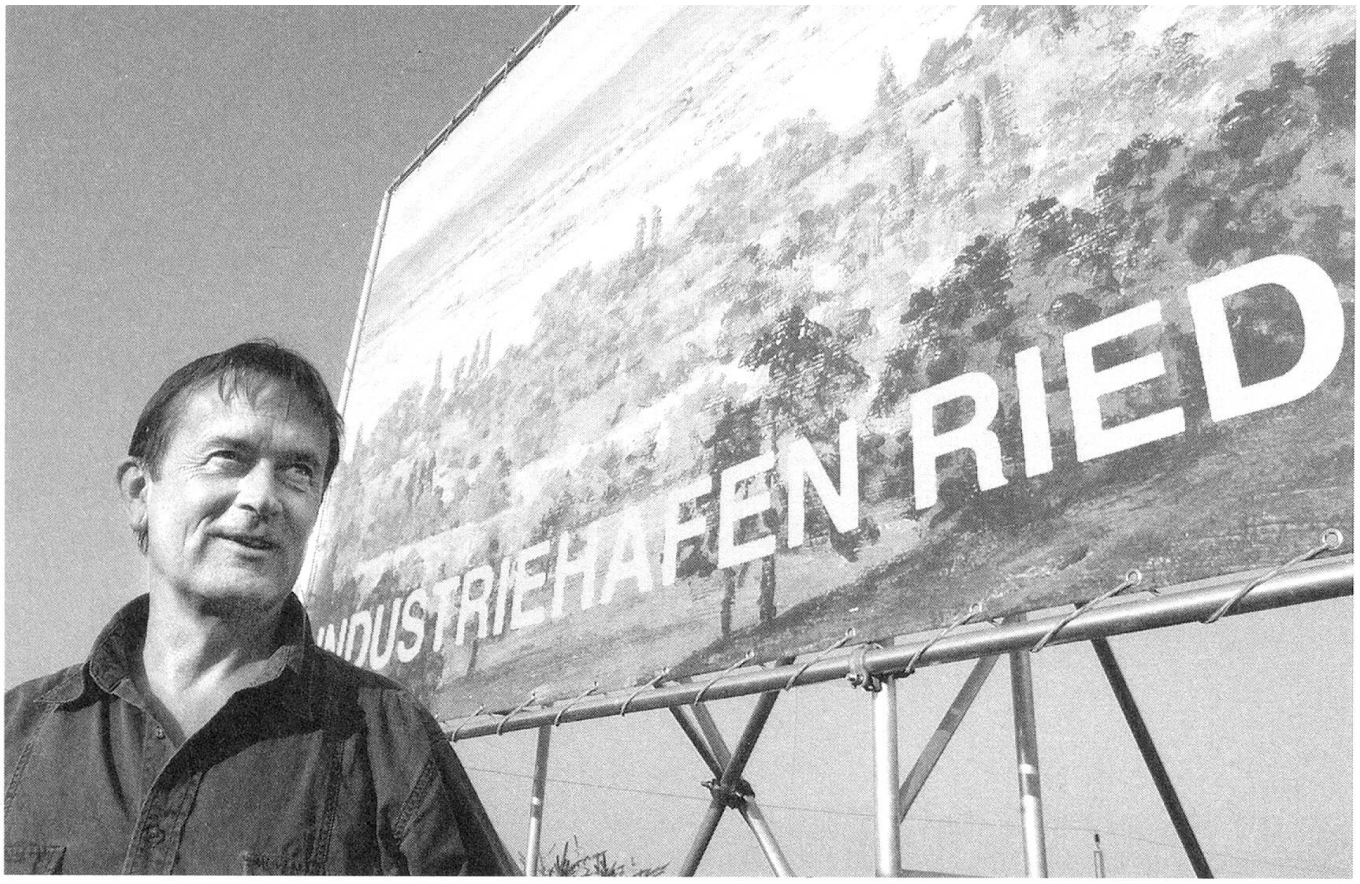
noch. Das wünsche ich mir auch für die Zeit nach dem grossen Jubiläum, dass diese Kultur ideell, finanziell und aktiv gefördert wird. Dass dieser Schatz an kulturellem Schaffen Wertschätzung erfährt über den ganzen Kanton hinweg. Diese dezentrale Kultur dringt in die hintersten Winkel des Kantons und ist so in den Alltag der Thurgauerinnen und Thurgauer integriert. Ich bin stolz darauf – inzwischen bin ich nämlich im Thurgau heimisch geworden, fühle mich dazugehörig – dass ausgerechnet unser Kanton eine Kulturstiftung hat, die eindrücklich zeitgenössische Künstler und Kulturschaffende fördert und unterstützt. Und ich hoffe, dass sich der Kanton auch künftig grossherzig zeigt gegenüber Kulturschaffenden, denn dort ist kreatives Leben, das der Gegenwart Ausdruck verleiht und die Zukunft visionär gestaltet.

Noch einen Baum gibt es, der mir in diesem Kanton besonders Heimat gewährt: der mindestens dreihundertjährige Buchsbaum in unserem Garten. An die zehn Meter hoch, eine Rarität in unseren Breitengraden. Zuerst habe ich seine Qualitäten nicht sofort erkannt – bis ich ihn zum ersten Mal im Frühling erlebte. Tausende kleine, gelbe Blüten setzt er an – sozusagen in den Thurgauer Farben leuchtet er, nach winterlichem Grau. Und für drei Tage wird dort ein Riesenbienenfest gefeiert. So wurde mir auch dieser Baum zu einem Symbol für das Heimischwerden in einem Kanton, der nicht auf mich gewartet hat. Als Politikerin hatte ich nicht die meistverbreitete Couleur dieses Kantons – und so brauchte es auch in diesem Bereich Beharrlichkeit, bis ich mit meinen sozialen und umweltpolitischen Anliegen respektiert wurde.

Meine Erwartungen an den Kanton Thurgau nach dem grossen Jubiläum als Politikerin? Ich wünsche mir vor allem Weitblick und Mut zu visionärem Denken. Kein kleinkariertes Krämertum, keinen Säckelmeister, der auf dem Geldbeutel hockt, kein Kantonsparlament, das Steuergeschenke jenen macht, die schon mehr haben als andere. Ich wünsche mir einen Kanton, der sein Herz weit öffnet für sozial Benachteiligte und auch Lebensraum für Fremde ist. Einen Kanton, der Alleinerziehende in ihrer so schon anspruchsvollen Aufgabe unterstützt und der Familienarbeit jene Wertschätzung gibt, die sie verdient. Wir brauchen Kinder; nicht nur weil sie uns Freude machen, sondern auch weil sie die Zukunft unserer Sozialwerke sichern. «Kinder sind nicht nur unsere Zukunft, sondern auch unsere Gegenwart», wurde einmal gesagt. Das bedeutet, dass wir uns in der Gegenwart einsetzen müssen für ihre Interessen. Dann gehören genügend Kinderbetreuungsplätze einfach dazu, auch als

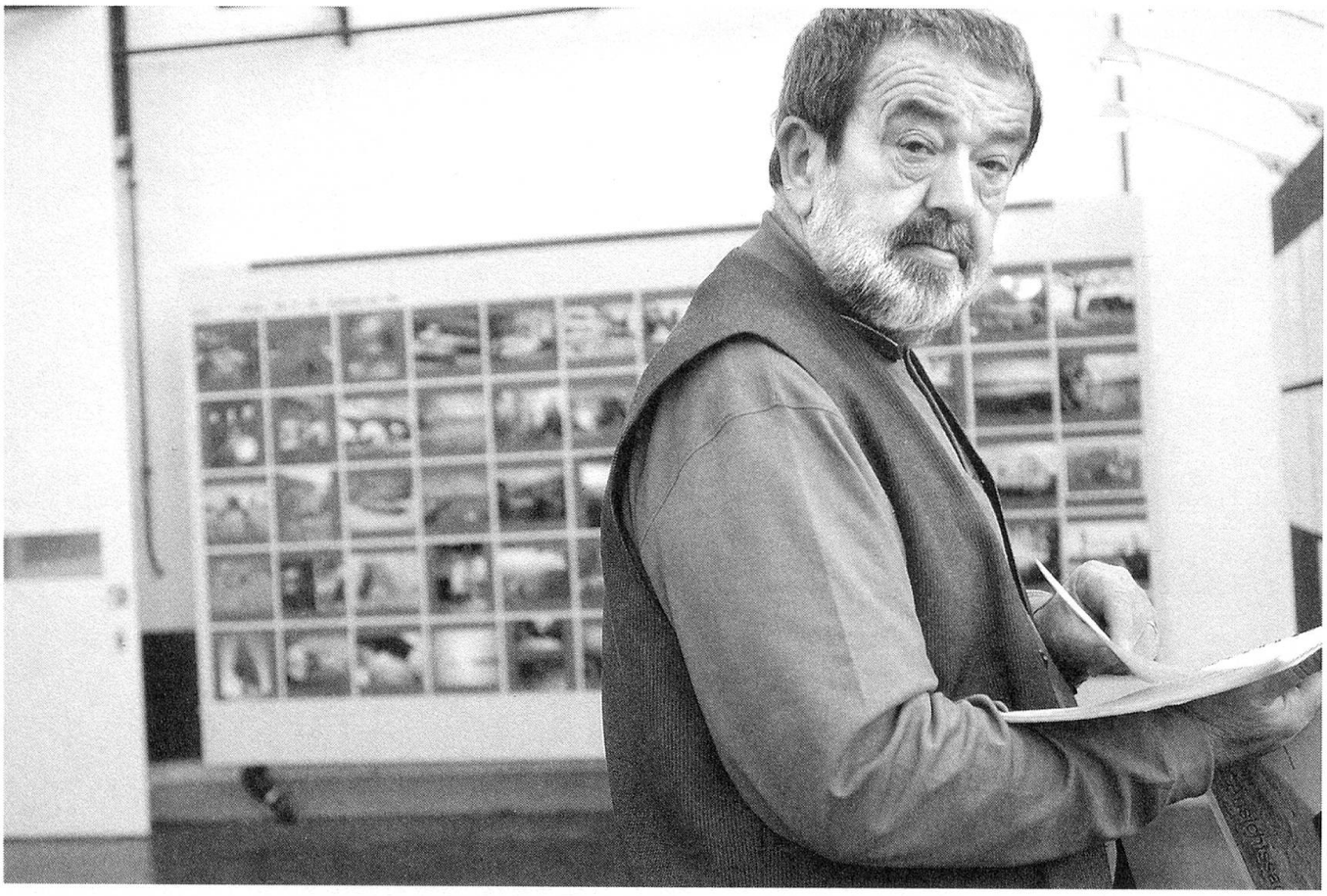
Standortvorteil. Dann sind wir grosszügig im Bildungsbereich, weil wir wissen, dass dieses Geld gut investiert ist. Es sichert unseren Kindern eine lebenswerte Zukunft und unserem Kanton Lebensqualität für alle. Ich wünsche mir einen Thurgau, der seinen Weg der Öffnung weitergeht, Mut hat fürs Ungewöhnliche und Lebensraum für alle bietet.
Es kann schon einmal vorkommen, dass ich zu spät an eine Sitzung komme, weil ich auf dem Weg vom Hinterthurgau nach Weinfelden anhalten muss, um die Abendstimmung zu geniessen. Dann verstehe ich den schwelgenden Ton im Thurgauerlied. Nach zwanzig Jahren bin ich angekommen. Ich habe mich in den Thurgau verliebt.

Frauenfeld: Kantonsjubiläum am Samstag. Blick auf den Burstel-Park und den Marktplatz.



Richard Tisserand in Triboltingen vor einem seiner zehn grossformatigen Gemälde, die er entlang der Seestrasse vom Paradies bis Triboltingen aufgestellt hatte.

Amriswil: Fotowettbewerb Ansichtssache Thurgau zum Jubiläumsjahr – Eröffnung der Ausstellung im Kulturzentrum. Hans Ruedi Fischer bei der kritischen Begutachtung der Exponate.



Hans Gysi

Apfelköniginnen

Nehmen wir einmal an, 200 Jahre sind Thurgau nicht genug und dass es mit dem weiten, schönen Kanton noch besser kommt. Denkbar ist es.

Nehmen wir an, drei Apfelköniginnen stehn an meinem Bett, machen einen artigen Knicks (Heidi,Tanja und Bettina) und sagen: «Hoi, du hast drei Wünsche frei.»

Hoppla, ich bleib vorerst liegen und wische mir die Traumknödel aus den Augen. Sie sind noch da, lachen ein frisches Apfellachen. «Schön nicht, drei Wünsche.»

Die Gelegenheit ist günstig, denk ich, zupfe meine Pyjamahose zurecht und setze mich in den Stuhl neben dem Bett. «Ja Moment, nehmts doch Platz», grummle ich, und anmutig setzen sich die drei Elfen in meinem Zimmer, Heidi muss mit der Bettkante vorlieb nehmen.

Ja, das will gut bedacht sein, es kommen mir die Apfelbäume in den Sinn, die weniger werden.«Gleicher Apfelbaumbestand wie vor 20 Jahren, wär das ein Wunsch?», frag ich sie zögernd.

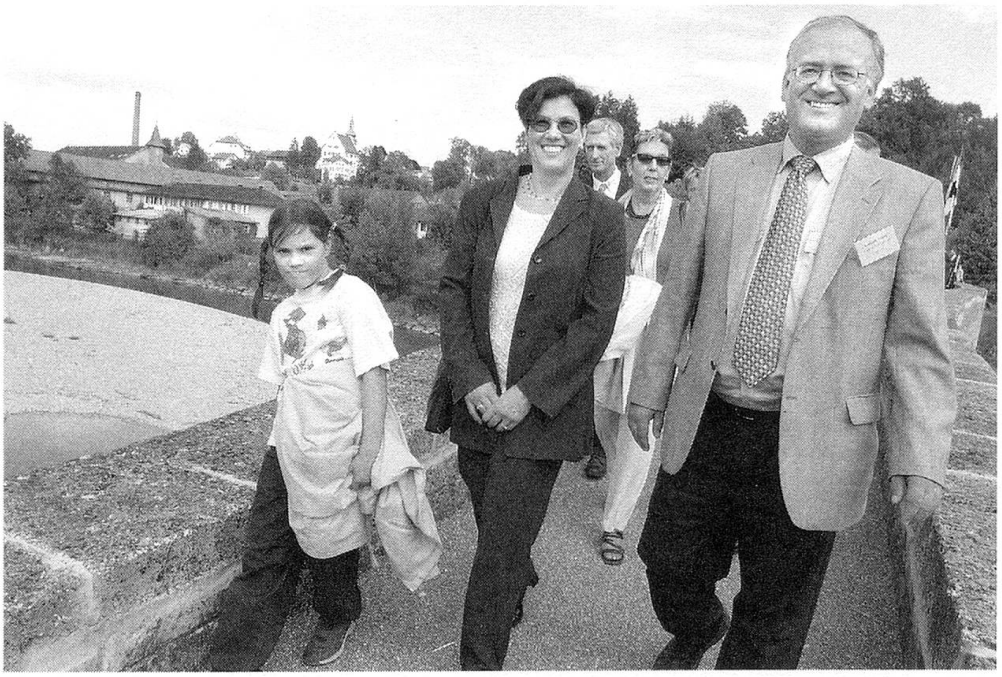
«So schön», sagen die Apfelköniginnen wie aus einem Mund. «Du darfst aber ruhig noch etwas nachdenken, wir haben viel Zeit.»

Nun könnt ihr euch denken, die Nähe der Frauen macht mich verlegen. Mir will partout nichts einfallen im Angesicht des plötzlichen Glücks. «Du

darfst ruhig etwas für dich selber wünschen», meint Bettina und hebt die Augenbrauen. Da schliesse ich kurz die Augen und gehe für mich eine innere Liste durch:
dass ich und meine Leute gesund, reich und schön werden und bleiben,
dass ich von einer salomonischen Weisheit befallen werde,
dass ich von meinen Texten leben kann,
dass es ein echtes Interesse für Kunst gibt, eine Lobby,
dass die Skepsis gegenüber der Literatur und ihre Ächtung aufhören,
dass mehr Plattformen der Auseinandersetzung entstehen, echte Streitkultur,
dass regionale Missgunst und Gerüchteranken kein Thema mehr sind,
dass es einen Ort gibt, wo Kultur keine Alibifunktion hat.
Ich versteige mich in immer keckere Gedankengebilde und komme mir feierlich vor.
Dass der Thurgau ans Meer grenzen möge, zum Beispiel.
«Vielleicht magst du inzwischen einen Apfel?», fragt Tanja mit Feinkoststimme und streckt mir eine Goldparmäne hin. Synchron essen wir alle den Apfel reihum. Der schmeckt süss und angenehm sauer.
Um Zeit zu gewinnen, frage ich sie etwas aus über die 200-Jahr-Feierlichkeiten.
Sie können nur Gutes berichten. Feste, Fahnen, Feuerwerk, Kultur, Events und Reden.
«Aber was bleibt, stiften die Dichter», sagen sie mit frivolem Lächeln.
Eigentlich hätte ich noch lange so plaudern mögen, eigentlich hätte ich noch über das Thema Idylle und Lebensqualität einige Ideen gehabt, über Verkehr und die Bauern, die weniger werden. Es war einfach so traut, das Gespräch mit den Apfelköniginnen und von einem grünlich gelben Licht umsonnt. Ich hätte auf dem Dach des Thurgaus (Ottoberg, Seerücken oder eine andere milde Erhebung?) dem Kanton ein langes Leben wünschen mögen, eine zentrale Stadt, die ihn im Zentrum gross macht, Ruhm auch und eine neue Strophe zur Hymne O Thurgau. Welche Überschwänglichkeit ob so viel Zuwendung meiner freundlichen Besucherinnen.
Aber, mein Apfel ist gar keine Goldparmäne, er entpuppt sich als alter Tennisball, die Königinnen gibt es nicht wirklich, und die Wünsche werden nur erfüllt, wenn sie insgeheim angedacht werden. So drehe ich mich nochmals auf die andere Bettseite und wünsche so ganz im Geheimen: dem Thurgau viel Sorgfalt und viel Lebensqualität, denn zweihun-

dert Jahre sind nicht genug. Pflanzt euch alle einen Apfelbaum, falls es doch Apfelköniginnen gibt. Und geht einander aus der Sonne.

Eröffnungsfeier des Jubiläumsjahres vom Kanton Thurgau – Jungfernfahrt mit dem Zug von Thurbo. Im Bild von Links: Regierungsrat Bernhard Koch, Susi Koch und Staatsschreiber Rainer Gonzenbach.



Eröffnung des Thurweges in Bischofszell: Christoph Tobler.

Eröffnungsfeier des Jubiläumsjahres vom Kanton Thurgau in der evangelischen Kirche von Weinfelden. Im Bild links, Kathrin Zellweger.

Michael Stauffer

Meine Erwartungen an den Kanton für die Zeit nach dem grossen Jubiläum

Das ist ganz offensichtlich eine Umfrage. Eine Meinungsumfrage. Das bedeutet also, dass man davon ausgeht, dass ich eine Meinung habe.
Weiter wird vorausgesetzt, dass diese Frage nach den Erwartungen an mich gestellt werden müsste, und zwar genau diese Frage.
Man hätte ja auch sagen können, Herr Stauffer, bitte schreiben Sie einen Text darüber, wieso der Kanton Thurgau in 15 Jahren mit den Kantonen SH, AI, AR, SG, GL eine neue Verwaltungseinheit bilden wird.
Oder schreiben Sie einen Text darüber, warum Napoleon einen dreieckigen Hut hatte. Man unterstellt also, dass diese Frage, die nach den Erwartungen an den Kanton, die wichtigste sei. Die Funktion des Fragebogens und der Meinungsumfrage soll die Illusion schaffen, dass eine öffentliche Meinung abgebildet wird, wenn man möglichst vielen Menschen die exakt gleiche Frage stellt. Das ist aber falsch!
Wenn man schon eine öffentliche Meinung haben möchte, muss man vielen Menschen unterschiedliche Fragen stellen.
Was kann man erwarten wollen? Was kann man erwarten sollen? Was kann man erwarten müssen? Was kann man erwarten können? Was kann man erwarten dürfen? Natürlich erwarte ich gar nichts! Sie haben richtig gelesen, ich erwarte vom Kanton Thurgau nichts!

Erwartungen sind Sehnsüchte, Wünsche, Aussichten, manchmal sogar nur Hoffnungen.
Das reicht mir nicht!
Was hilft, Forderungen stellen. Ansprüche.

Ich stelle also Ansprüche für die Zeit nach dem grossen Jubiläum.

1. Die Produktionsgrundlage des Schriftstellers ist die eines Amateurs. Das muss sich ändern!
2. Die Geniessbarmachung der Welt ist nicht Hauptaufgabe der Literatur.
3. Literatur ist, und das muss ausdrücklich genannt werden, ein Freiraum, der eben nicht zielgerichtet alles vereinnahmend, integrierend wirkt.
4. Literatur darf nicht zur Welt-Erklärung dienen und das Verständnis fördern. Literatur muss zur Selbstermächtigung zum freien Umgang mit allem, was wir wissen, führen.
5. Literatur muss Alternativ Seh-Weisen und An-Sichten vermitteln.
6. Für Schriftsteller muss ein Existenzrahmen geschaffen werden. Dazu gehören zum Beispiel die Regelungen der Sozialversicherung und der Altersvorsorge.
7. Es braucht zur Literaturvermittlung nicht einen Riesenapparat an Kulturmanagern! Dichter und Schriftsteller leisten von sich aus Vermittlung. Diese schon vorhandenen Ressourcen sind besser zu nutzen und vor allem auch zu entschädigen.
8. Der Kulturraum muss möglichst vielfältig erhalten werden. Artenschutz ist auch in der Kunst wichtig.
9. Kulturnutzer und Kulturnutzerinnen müssen ausgebildet sein! Und kritisch. Und sie müssen Vergleiche anstellen wollen.
10. Mit Kulturförderung kann man das Gewissen nicht beruhigen. Sehr wohl kann man damit aber die Lebensgrundlagen eines «Gebietes» erweitern und verbessern.
11. Nationale und kantonale Begrenzungen im Denken und Reden müssen vermieden werden.
12. Wer will, kann mich gerne einladen und mit mir einen mindestens 10-jährigen Rotwein auf die Literatur trinken. Allerdings muss er oder sie dann mit mir auch ein Streitgespräch führen! Anmeldungen und Rückmeldungen unter http://www.dichterstauffer.ch

Frauenfeld TG – Festakt zu Beginn des Festes – Tag des Kantons – Tag der Jugend – Jugend am Tanzen.

Jugendfest in Romanshorn am Hafen.

Frauenfeld TG: Jahrhundertfest. Im Bild: Festplatz des Bezirkes Bischofszell vor dem Regierungsgebäude.

Ruth Erat

Dem Seeufer entlang

Der Zug fährt sehr leise. Manchmal wirft der Kellner einen kurzen Blick über die weiss gedeckten Tische. Es ist früher Morgen. Wer dasitzt, fährt zur Arbeit. Es sind immer dieselben Gäste, und sie haben vor sich, was sie immer trinken oder essen: einen Espresso, einen Milchkaffee, eine Latte Micchiato, einen Braunen, einen Kaffee mit Sahne, eine heisse Schokolade, Gipfeli, Hörnchen, Semmeln, Weggli. Manche blättern in der Zeitung, einige lesen ein Buch, die meisten reden mit andern. Auf den See schaut niemand. Dabei liegt er da, wie er nie wieder daliegen wird. Nie ist die Farbe dort draussen, vor den Fenstern, jene eines andern Tags. Aber die Menschen im Zug kennen das, den feinen, alles grau lavierenden Nebel, die rötlich gelben Schilfhalme im Herbst, diese Grüntöne, bevor der heisse Sommertag alles mit seinem Dunst überzieht, das Grüngrau des Wassers, das mit einem Mal in ein Blau überwechselt, das man so noch nicht gesehen hat. Es gibt da nichts, was auftrumpft, sich erhebt. Meersburg auf der anderen Seite scheint ein kleiner heller Fleck. An die Zeppeline, die über dem See auftauchen, langsam hinfahren, hat man sich gewöhnt. Wer hier lebt, lebt in gelassener Gewöhnlichkeit. Der Zug gehört diesem System genutzter Pneumatik an, gleitet leichthin über das Trassee, verbindet als Bodenseetram alle Uferdörfer und -städte. Vormittags steigen einige Touristen zu. Es sind nicht viele.

Die Vorstellung, hier ein Eldorado für Menschen, die gegen die Langeweile in Wasserfontänen aufkreischend auf Schleuder- und Rutschbahnen herumgewirbelt werden, haben sich längst zerschlagen. Jene, hier ein Nizza am See oder ein neues Luzern zu schaffen, ist nur mehr ferne, lachhafte Vergangenheit. Nie waren solch eigentümliche Grossartigkeiten recht in Schwung gekommen. Sie hatten sich bloss, kaum begonnen, zu sofort verkommende Fast-Food-Buden zerfasert und verfranst. Manchen war dies der fremde Atem eines fruchtbar daherrottenden Suburbs. Sie standen oder sassen da herum, lehnten an Holzimitationstresen, verplemperten mit frohem Schalk ihre Zeit in ausgebleichten Plastiksesseln, schlugen dem Tag mit seiner Eile und Vergänglichkeit kleine Schnippchen, kümmerten sich leichtfertig einzig um die unruhigen Lichtpunkte, die im Sommer auf den Wiesen und dem Asphalt unter den Bäumen herumtanzten, um den Schatten auf ihrem leeren Blatt Papier. Den meisten war das gräulich. Aber irgendwann schien ihr verbiesterter Gram ein Ende gefunden zu haben, war es, als sei den Menschen da die Wichtigkeit der Projekte einfach verleidet. Man lebte in einer Euregio. Das genügte. Und die Trambahn brach auf zur Universität in Konstanz, zu den Festspielen in Bregenz, zu den Schwimmbädern und den stillen Ufern am Unter- Ober- und Überlingersee, zu Schiffsanlegestellen, in grosse Naturschutzgebiete, zu Schlössern, Burgen, verwinkelten Gassen, Marktplätzen, Bauerngehöften. Das blieb genug. Manche Reisenden kommen von weiter weg. Sie bleiben lange sitzen, steigen da und dort aus, steigen nach Spaziergängen wieder zu. Irgendwann serviert ihnen der Kellner in kleinen Gläsern die Weine oder den Apfelsaft der Region, das Brot, wie es in unterschiedlichster Form in Wasserburg, in Höchst und in Steckborn gebacken wird. Der junge Mann, der in seiner altmodischen Livrée seltsam passend und unpassend scheint, heisst Josef oder Jo oder José und erzählt, wenn man das hören mag, vom berühmten Müller-Thurgau, vom Ottenberger, vom Weissherbst. Wer hinausschaut, sieht da und dort altes Industriegelände. Man kann, wenn man nachfragt, deren Geschichte hören. Josef oder Jo oder José erzählt sie, als wäre alles ganz einfach gewesen, wären alle zufrieden, dass hier seit Jahrzehnten Musiker, bildende Künstler, Schriftsteller, Historiker, Theaterschaffende leben, jedes Jahr eine Art Gesamtkunstwerk um den See stattfindet, gänzlich neue Opern, die von Bild- und Klangräumen zu weiten Landschaftsintallationen und Wörtern führen, die wie alte Montgolfièren von allen Seiten her emporschweben.

Immer wieder steigt ein Mann, der Max heisst, zu. Wenn er dabei ist, begehrt er auf. Immerhin gab es da die Zeit der Lastwagen, Webstühle, Nähmaschinen, Skischuhe – den Fortschritt, den Schichtbetrieb, die Akkordarbeit, den Niedergang. Max mag das nicht, dass alle Mühen vergessen scheinen. Max ruft dann: «Wir verdienten wenig! Wir stellten im Winter das Auto ein, um Kosten zu sparen! Wer sein Kind in eine Mittelschule ins St. Gallische schickte, musste Schulgeld bezahlen!» Den Gästen, die von weit weg gekommen sind, ist der Mann, der Max heisst, ein Mensch, der Unverständliches erzählt. In Rorschach wissen sie nichts von einem anderen Kanton, der hier Geld für Schüler aus Horn einziehen konnte, in Bregenz nichts von der Grenze davor und danach. Kreuzlingen ist ihnen ein Stadtteil von Konstanz. Dem Mann, der Max heisst, ist das ein Greuel. Manchmal sagt er: «Wir haben im Ausland immer französisch gesprochen. Wir hätten nie und nimmer zu denen da drüben gehören wollen.» Wenn Max lange erzählt, weiss man vom Missmut zunehmender Bedeutungslosigkeit und von der tiefen Angst vor denen auf der anderen Seite, auch, dass es im Thurgau keinen Grüniger gab, der die Juden mit Tränen in den Augen gegen die Vorschrift ins eigene Land liess, ihr Leben rettend seine Zukunft verwirkte. Man schaut über einen See, auf dem das letzte Licht der Abendsonne liegt. Man blickt in Abgründe der Geschichte, sieht die Innerschweizer im Schwabenkrieg den gefrorenen Leichen die Beine zerhauen, um an die Stiefel der Feinde zu kommen, erkennt die Rucksackmänner, die in der Früh vom Rheintal her in Arbon ankommen, vor der ersten Schicht ihr Bier und den zugehörigen Schnaps trinken, erkennt Frauen, die nach Arbeitsschluss ihre Männer abfangen, damit sie den Lohn nicht versaufen. Manchen ist das unbequem, und sie ziehen die Luft geräuschvoll durch die Nase ein oder schaben mit den Füssen auf dem Boden herum.

Das Land ist wunderschön. Es liegt wie in ewigem Frieden da. Es ist ein Rätsel, was Max von abgeholzten Pappeln und Kastanien am See und entlang von alten Alleen erzählt, von Gemeinden, die eilig mit ihren Steuereinnahmen nutzlose Sportplätze bauten, um bei der Zusammenlegung der Gemeinden nicht zu den Reichen, die andern von ihrem Geld abgeben, zu zählen. Josef oder Jo oder José kennt all die Geschichten. Max steigt immer wieder irgendwo zu. Manchmal sagt er zu ihm: «Erzähl doch die Geschichte von der Reichenau oder der Höri, von der Mitte der Welt, hier am See.» Es ist seine Lieblingsgeschichte. Er mag es, wenn

die Menschen in der Trambahn um den See nicken, sagen, wie schön dieser St. Galler Klosterplan sei, wie eigenartig das Bild auf der Reichenau mit dem Schweinewunder, diesem Irren, dessen Wahnsinn in die riesige Sauherde fuhr. Sie mögen es auch, wenn Max sagt: «Kurzsichtig war sie, die Annette von Droste-Hülshoff, die grosse Dichterin, und sah sich doch schon wie in einem Traum mit zerwühltem Haar am Steuer eines Schiffs.» Ihre Trauer darüber, als Frau nur artig und wohlgekämmt dazusitzen, ist ihnen nur ein poetisch-melancholischer Anflug und selbst der verbrannte Hus kein wirklicher Schrecken, denn sie hören, dass man in Konstanz nach dem Krieg «seine» Gasse wieder nach ihm benannte. Und sie staunen, wenn sie von einem Dättwiler mit weisser Fahne hören, der mit seinem Friedenszeichen zu den Mächtigen der Welt zog. Aber Max ist immer wieder lästig und erzählt so vom Konzil, dass der ganze Huren- und Klerikertross nicht zum Lachen ist. Wenn Max in Arbon oder Überlingen aussteigt, lacht man trotzdem. Und Josef oder Jo oder José ist froh, dass sich einer wie Max nicht vervielfältigt. Manchmal senkt dann ein Mann, der Ernst heisst, seine Zeitung, sagt: Da waren am Anfang die plastischen Körper von Moore. Die standen neu über dem Untersee. Da sah man sie als Liegende, als Gelassene und sah hinüber auf die andere Seite. Man sah Europa. Es schien zumindest teilweise unverdächtig. Das war damals schon viel.» Wenn er das sagt, zwinkert er ab und an einer sehr alten Frau zu. Die Frau mag das nicht und sagt dem Mann, der Ernst heisst, dass er eben unverdächtig gewesen wäre, keiner, über den man Fichen angelegt hätte, die dann nur noch mit schwarzen Flecken zu lesen gewesen seien, keiner, der in den Osten gereist und beschimpft worden sei.

Manchmal sagt Josef oder Jo oder José, dass er sich erinnere, dass man seinen Vater aus Anatolien oder Sarajevo oder Marakesch auch beschimpft hätte. Dann nickt die alte Frau, und der Mann, der Ernst heisst, sagt, dass sich alles gebessert habe. Die Frau sieht dann aus, als wäre sie sich nicht so sicher. Aber das kann man nur erkennen, wenn man genau hinschaut. Dafür haben die Gäste, die sich die Daten für die nächste neue Seeoper notieren, keine Zeit. Sie loben den Wein und das Brot, sie fragen den Kellner nach dem Wind der Sahara, der den Sand aus Afrika ab und an herweht, fragen nach den alten Apfelsorten, die aufgetragen sind, dem Käse aus dem Thurgau, aus Vorarlberg, aus Bayern und Baden-Württemberg. Sie fragen nicht, ob denn jemand im Jahr 2003 dem Thurgau diese Trambahn, den lästigen Max, den Mann

namens Ernst, die Frau, die sich nicht so sicher ist und den Kellner gewünscht haben. Sie fragen, wie tief der See sei. Dann sagt Josef oder Jo oder José: «Sehr tief.»

Arenenberg, Napoleon Museum:
Ausstellung zum Kantonsjubiläum mit kaiserlichen Juwelen und dem berühmten Zahn Napoleons ...
Im Bild: Dominik Gügel.

Bundesrätin Micheline Calmy-Rey begrüsst am Frauentag im Rathaus in Frauenfeld Martina Helg (rechts).

Frauenfeld: Kantonsjubiläum am Samstag. Der Stadtrat von Frauenfeld empfängt Gäste aus Nah und Fern – Begrüssung und Apéro im Rathaus. Hans Bachhofner hält im Ratssaal die Festrede.

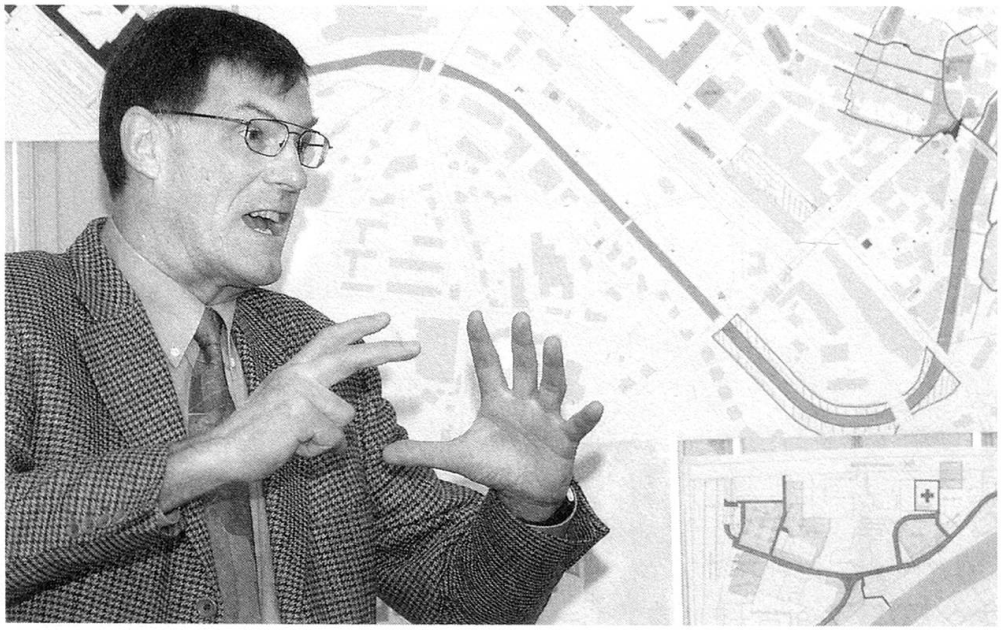
Frauenfeld: Begrüssung und Apéro im Rathaus. Huber-CEO Urs Lüdi mit Gattin und Heidi Ruprecht.

Christian Uetz

Die Thurgauer Löwen

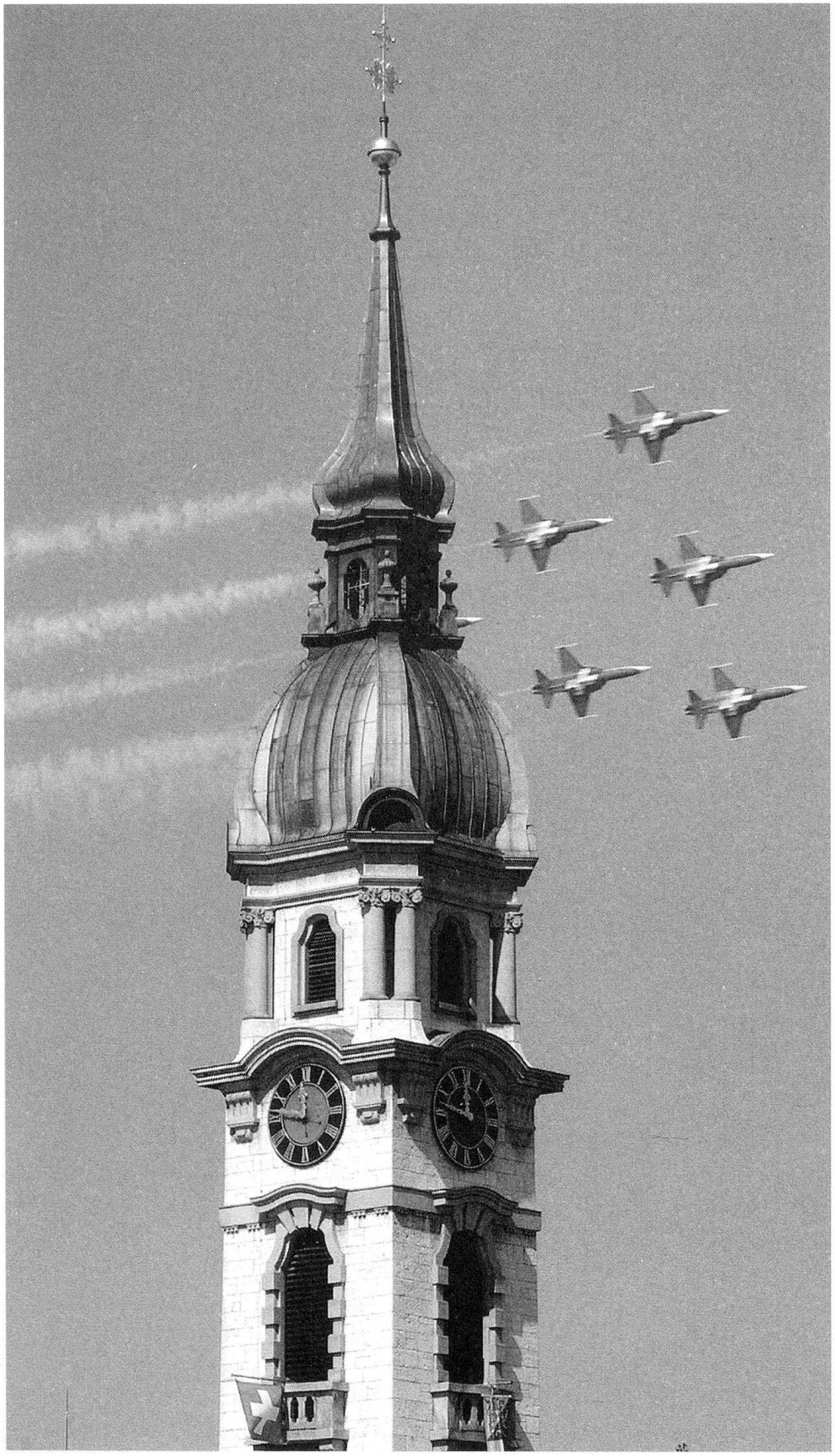
Die beiden Löwen im Thurgauer Wappen kommen von den Kyburgern, deren Untertanen die Thurgauer lange genug zu sein schienen. Die Kyburger aber sind ein ausgestorbenes Geschlecht, von denen keine Sau noch jemals etwas wissen will, und wie die Kyburger auf die Löwen kamen, interessiert drum auch keinen Hund noch. In den Thurgauern aber brüllen die Löwen, und der Thurgau ist erst im Kommen, und die Löwen erwachen erst, weil sie in jahrhundetelanger Unterdrücktheit die Königswürde gar nicht wahrnahmen und an das Löwenhafte nicht einmal im Traum dachten, welches Traumhafte doch immer da ist, obschon es im Thurgau gar keine Löwen gibt und nie gegeben hat, sodass mit den Löwen ganz die Thurgauer selbst gemeint sind. Wir Thurgauer sind selbst die Löwen, die es im Thurgau gar nicht gibt. Das ist die schönste Thurgauer Gottesgegenwart, als der Existenz dessen, der nicht existiert, und dessen Geist in der vollkommenen Nichtexistenz umso vollkommener unvergänglich und wundervoll bleibt. Jedenfalls hat der Thurgau, der nie Löwen gehabt hat, ausgerechnet die Könige der Macht und der Freiheit, die stolzesten und gefährlichsten Raubtiere in sich. Der Thurgau hats in sich, und zwar doppelt, als ob wir betrunken wären: die Löwen der Freiheit und der Stärke im bockigsten Gefängnis der Verhocktheit und Vermuckerung. Gerade weil das Thurgauer Gefängnis so holzbo-

denständig ist, gerade drum brüllen die Löwen umso herzzerreissender das Ausreissen aus der himmelschreienden Beschränktheit, und gewinnen grad drumso mehr Sinn für den Eigensinn. Aus dem Gefängnis kommen wir her, wir Thurgauer, und zur Freiheit wachsen wir hin, immer mehr, zur Herrlichkeit und Schönheit des grossen Kleinseins und herzlichsten Nichtseins. Den Löwen, die wir Thurgauer sind, gehören die nächsten zweihundert Jahre; den Doppellöwen, den Löwen in beiden Händen, auf beiden Seiten, innen und aussen, vorne und hinten, oben und unten; den Löwen in Denken und Fühlen, in Mann und Frau, in Lust und Liebe, am Tag und in der Nacht; den Löwen im Hauptzeichen und den Löwen im Aszendenten. Den Doppellöwen, die wir selber sind, gehört der Thurgau, wenn er nicht von den Löwen der Apokalypse aufgefressen wird.



Frauenfeld: Medienkonferenz im Rathaus: Hansueli Signer, OK-Leiter.

Frauenfeld: Kantonsjubiläum am Samstag – Oldtimer-Fahrzeuge auf dem Bahnhofplatz.

Frauenfeld: Kantonsjubiläum am Samstag – So multikulturell war der Thurgau noch nie.

Frauenfeld: Patrouille Suisse über der Stadt Frauenfeld.